

Bei uns wäre alles besser!"

Autor(en): **Etschmayer, Patrik / Wessum, Jan van**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **115 (1989)**

Heft 34

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-614795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Bei uns wäre alles besser!»

VON PATRIK ETSCHMAYER

Als Bruno Stax wieder zu sich kam, wusste er nicht, wo er denn eigentlich war und warum. Er wusste auch nicht genau, wer er war, und schon gar nicht, weshalb er solches Kopfweh hatte. Er fasste den Entschluss, vor dem Öffnen der Augen etwas nachzudenken und konnte schon bald den ersten Erfolg verbuchen:

«Bruno Stax, Sachbearbeiter in Schadensfragen, 21,5 Dienstjahre, momentan in den Ferien.»

Aha, da war schon der zweite Hinweis: Ferien. Stimmt. Er war doch da in ... na wo denn ... ah ja, in Südfrankreich gewesen, beim Campen. Die lausigen Duschen auf dem Campingplatz und die überhöhten Preise. Und dann waren sie der Küste entlanggefahren, und in diesem kleinen Dorf (selbstverständlich «malerisch») schnitt ihm dieser verdammte Renault einfach die Vorfahrt ab. Er hatte zwar voll gebremst, doch es hatte nicht mehr gereicht. Er konnte sich noch an den Knall erinnern und dann – Schluss. Apropos «Schluss» – der Schluss lag nahe, dass er sich nun in irgendeinem französischen Spital befand.

Ein kalter Schauer durchfuhr ihn bei diesem Gedanken. Die waren doch in allem so schlampig – zwar nicht so schlimm wie die Italiener – aber ihn würde hier nichts wundern. Da half auch keine Privatversicherung ... er würde einfach in einem Einzelzimmer sterben. Bruno Stax befühlte skeptisch das Leinen unter seinen Händen. «Hart wie Stein und rau wie Sandpapier – nicht mal Weichspüler kennen die hier! Wie das Zimmer wohl aussieht? Na ja, schlimmer als der Unfall wird's kaum sein.»

Er öffnete langsam die Augen und kniff sie sofort wieder zu, da die Helligkeit eine wahre Schmerzexplosion auslöste. «Idioten, die sollen doch die Vorhänge schliessen!» Nach einigen weiteren Versuchen schaffte er es schliesslich und sah als erstes zwei riesige, die Sicht nach vorne blockierende, hochgelagerte Gipsbeine. Zwischen den Beinen war durch das Fenster nur ein v-förmiger blauer Abschnitt des Himmels zu sehen. Mehr nicht. Zu Hause, da war er sicher, hätte man ihn so gelegt, dass er eine schöne Aussicht gehabt hätte. Aber eben ...

Er seufzte und liess seinen Blick auf den etwas müde aussehenden Blumenstraus auf dem Nachttisch fallen. «Nicht einmal die Blumen», dachte er und verdrehte die Au-

gen resigniert nach oben, wo er zwei Flaschen hängen sah, die durch Schläuchlein mit seinem Handgelenk verbunden waren. Wenigstens das schien einigermaßen tauglich ausgeführt worden zu sein. Aber die Luft war dafür um so schlimmer: Ein wirklich billig riechendes Desinfektionsmittel versaut die ganze Atmosphäre. Er war sicher, dass die Schweizer Chemieindustrie längst eine geruchlose Alternative zur Verfügung hätte. Aber die Franzosen waren ja dafür bekannt, dass sie immer auf ihrem eigenen Dreck beharrten, nur um was Französisches benützt zu haben.

Dann sah er die Fliege. Sie sass auf der Zimmerdecke und putzte sich die Flügel. Eine Fliege. Man stelle sich das vor! Mit vor Entsetzen geweiteten Augen sah er sie abfliegen und eine Acht in der Luft des Raumes beschreiben. Dann setzte sie sich wieder hin. Das war einfach nicht zu glauben. Wahrscheinlich hausten unter seinem Bett die Ratten und es würde nicht mehr lange gehen, bis er mit weissgottwelchen Krankheiten infiziert wäre.

Es war einfach skandalös. Die Zustände in diesem Spital schrien nach tiefgreifenden Veränderungen. Wahrscheinlich hatte es schon Maden unter seinem Gips. Natürlich, das musste es sein – sonst würde es ihn ja an seinen Beinen nicht so furchtbar jucken. Und erst hatte er noch geglaubt, das sei normal. Die Viecher würden ihn bei lebendigem Leibe auffressen, und wenn er diesen arroganten Franzosen etwas sagen würde, wären die wahrscheinlich noch so frech, zu behaupten, dass alles in Ordnung sei.

Er musste zurück in die Schweiz. Sofort. Es war klar, dass sein Leben auf dem Spiel

stand. Und er würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um aus diesem Rattenloch wieder rauszukommen. Aber als erstes musste er mit jemandem sprechen. Es war ja auch allerhand, dass er ganz allein aufgewacht war, ohne einen Doktor oder auch nur eine Schwester in der Nähe.

Aber das würde die Presse erfahren. Er hatte da einen Kollegen, dessen Bruder beim *Blick* arbeitete, und er war sicher, dass er da offene Ohren finden würde, so dass alle Touristen in Zukunft vor den Zuständen in den französischen Spitalern gewarnt wären. Ein Knopf, neben dem das Symbol einer Krankenschwester stand, war an der Seite des Nachttisches angebracht, und voller Entschlossenheit drückte er diesen, auf rasche Rettung hoffend.

Natürlich kam niemand. Er wartete schon mindestens eine halbe Minute, als sich endlich die Türe öffnete. Ein grosser, dunkelhaariger Mann in einem weissen Kittel trat ein. «Typischer Südländer», dachte Stax, «wahrscheinlich so ein Marrokkaner, der noch weniger Französisch als ich kann. Da kann ja noch heiter werden!»

Tatsächlich sprach ihn der Arzt nicht auf französisch an: «Grüezi, Herr Stax. Do simmer aber froh, dass Sie endlich uufgwachtet sind ... Siit mer Sie vor drüü Tääg us Frankreich überführt hend, sind Sie eifach esoo doo glege, und da hätt üüs scho langsam Sorge gmacht. Wie füüled Sie sich so?»

Stax war erst zu baff, um zu antworten, fand dann aber schnell die Sprache wieder. «Wunderbar. Wüssed Sie, s erscht, won ich noch em Uufwache dänkt ha, isch gsi: Wie guet, das d wieder deheime bisch.»

